

UNBEZAHLBAR?

VORMODERNE SAMMLUNGSÖKONOMIE

In den letzten drei Jahrzehnten gab es in der Frühneuzeitforschung, inspiriert von Pierre Bourdieu und angeregt durch neue praxeologische Herangehensweisen, einen regelrechten »Ökonomie-Boom«. Durch die Beobachtung konkreter Praktiken ließ sich herausarbeiten, dass die Vormoderne wesentlich durch eine »Ökonomie sozialer Beziehungen« charakterisiert ist. Dieser Ansatz erlaubte es, die Komplexität frühneuzeitlicher Gesellschaften und ihrer wirtschaftlichen Transaktionen zu beschreiben.¹ In dieser Lesart sind Beziehungen wesentlicher konstitutiver Teil der Ökonomie, die den Regeln persönlicher sozialer Beziehungen zu folgen hat. Auch Ansätze einer moralischen Ökonomie, wie sie bereits in den 1970er Jahren von E.P. Thompson beschrieben wurde, wurden wieder aufgegriffen.² So verweist etwa Marian Füssel im Hinblick auf die Gelehrtengeschichte auf die Verbindung moralischer Wertesysteme und ökonomischer Praktiken.³ Den meisten Ansätzen ist jedoch gemein, dass sie sich eher *neben einer eigentlichen* Ökonomie des Geldes und der (Markt-)Wirtschaft verorten.⁴ Auch die Sammlungsforschung griff, wenn auch zögerlich, in den letzten Jahren den Themenkomplex der Ökonomie als ein heuristisches Hilfsmittel auf, beschränkte sich dabei aber vor allem darauf, »Spuren wirtschaftlicher Aktivitäten« nach dem Ökonomieverständnis als Zusammenspiel marktwirtschaftlicher Prozesse in wissen-

- 1 Gabriele Jancke und Daniel Schläppi, Einleitung: Ressourcen und eine Ökonomie Sozialer Beziehungen, in: Dies. (Hg.), *Die Ökonomie sozialer Beziehungen. Ressourcenbewirtschaftung als Geben, Nehmen, Investieren, Verschenken, Haushalten, Horten, Vererben, Schulden*, Stuttgart 2015.
- 2 Ute Frevert: *Moral Economies*, Göttingen 2019.
- 3 Die Ökonomie der Gelehrtenrepublik. Moral – Markt – Wissen, in: Sandra Richter und Guillaume Garner (Hg.), »Eigennutz« und »gute Ordnung«. Ökonomisierungen der Welt im 17. Jahrhundert, Wiesbaden 2016, S. 301–322; Marian Füssel: Die symbolischen Grenzen der Gelehrtenrepublik. Gelehrter Habitus und moralische Ökonomie des Wissens im 18. Jahrhundert, in: Martin Mulrow und Frank Rexroth (Hg.), *Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne*, Frankfurt am Main/New York 2014, S. 413–437.
- 4 Dies hat bereits Füssel festgestellt, vgl. Füssel, *Ökonomie* (Anm. 3), S. 302.

schaftlichen Sammlungen und deren Quellen ausfindig zu machen.⁵ Der von Nils Güttler und Ina Heumann herausgegebene Sammelband *Sammlungsökonomien* geht dabei vorrangig auf die Interdependenzen epistemischer und ökonomischer Praktiken seit dem 19. Jahrhundert ein.

Auf den ersten Blick scheint die Verbindung von Sammlung und Ökonomie ein Paradox. Der bekannte Sammlungstheoretiker Krzysztof Pomian hat »Sammlung« geradezu als nicht-ökonomisch definiert:

[...] eine Sammlung ist jede Zusammenstellung natürlicher oder künstlicher Gegenstände, die zeitweise oder endgültig aus dem Kreislauf ökonomischer Aktivitäten herausgehalten werden, und zwar an einem abgeschlossenen, eigens zu diesem Zweck eingerichteten Ort, an dem die Gegenstände ausgestellt werden und angesehen werden können.⁶

Sammeln, so Pomian, ist das Entnehmen von Objekten aus einem Warenkreislauf; Sammeln würde damit mit »unökonomischem«, nicht zweckrationalem Handeln gleichgesetzt. Auch Manfred Sommer situiert das Sammeln in seinem einflussreichen *philosophischen Versuch* zwischen einer »Ökonomie des Verschwindens« und einer »Ästhetik des Bewahrens«.⁷ Während wir aus Subsistenzgründen Nahrung, Geld und andere Gebrauchsgegenstände horten und deren Verbrauch hinauszögern, emanzipiert sich die Sammlung in dem Moment vom Ökonomischen, in dem die gehorteten Dinge nicht mehr gebraucht, also zu dauerhaften Schätzen werden. Die Sammlung ist dann nur noch »sehenswert«, nicht mehr nützlich.⁸ Die Begriffe »Sammeln« und »Ökonomie« stehen auch in einer Forschungsrichtung, die die Sammelwut vorrangig als psychologische Ausnahmerecheinung ansieht, vordergründig im direkten Gegensatz zueinander. Wer sammelt, denkt nicht ökonomisch, die »emotionale Betroffenheit«, die Sammler:innen verspüren, verhindere das Abwägende der der Ökonomie inhärenten Kosten-Nutzen-Analyse. Dennoch würde (jenseits der Theorie) wohl niemand leugnen, dass Sammler:innen sich an ökonomischen und marktwirtschaftlichen Praktiken beteiligen. Vielmehr können Sammlungen als ein Beispiel für das dynamische

5 Nils Güttler und Ina Heumann, *Sammeln. Ökonomien wissenschaftlicher Dinge*, in: *Sammlungsökonomien*, hg. von Nils Güttler und Ina Heumann, Berlin 2016, S. 7–21, hier S. 7.

6 Krzysztof Pomian: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1998, S. 16.

7 Manfred Sommer, *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*. Frankfurt am Main 2002, S. 33–52.

8 Ebd., S. 52.

Zusammenspiel und die Konvertierbarkeit unterschiedlicher Kapitalsorten im Sinne Bourdieus gelten.

Stark an Güttler und Heumann angelehnt und als Erweiterung ihres Ansatzes will der vorliegende Band den Schwerpunkt auf vormoderne Sammlungen und Objekte legen, aber auch als Blick voraus auf die Auswirkungen, die die vormoderne Sammlungsökonomie auch heute noch hat und in der Zukunft entfalten wird, anschließen. Ansätze aus der Frühneuzeit- und Sammlungsforschung sollen mit konkreten sozial- und finanzökonomischen Belangen und der Frage nach Werten und Bewertung zusammengebracht werden. Dabei möchten wir die bisher etwa für die Frühe Neuzeit vorherrschende »Dichotomie von realen und imaginären, harten und weichen Ökonomien«⁹ auflösen in *einen* Ökonomiebegriff und die Vormoderne als eine von komplexen Praktiken geprägte Markt- und Tauschgesellschaft verstehen, in der das Soziale zwar eine herausragende Rolle spielt, marktökonomische Logiken jedoch ebenso präsent waren. Dabei stehen auch hier die konkreten ökonomischen Praktiken und ihre vormodernen Eigenlogiken im Vordergrund. Welche Sammlungspraktiken und damit verbundenen Handlungsweisen lassen sich als ökonomisch beschreiben? Welche Marktmechanismen nahmen Einfluss auf Sammlungen? Wie funktionierten Wertzuschreibungen und Wertewandel? Von Interesse sind auch konkrete Unterhaltskosten sowie Aufwendungen in Logistik, Aufbewahrung und Infrastrukturbildung, die häufig notwendige Voraussetzungen für den Aufbau einer Sammlung waren und sind. So vielfältig wie die Perspektiven sind auch die Quellen, die die Basis der in diesem Band versammelten Untersuchungen bilden. Spuren ökonomischer Aktivitäten finden sich etwa in Rechnungszetteln, Korrespondenzen im Rahmen von Erwerbungen, Schenkungs- und Verkaufsunterlagen sowie in Testamenten, Inventaren oder Katalogen.

Die hier vorgestellten Fallstudien zeigen, dass die Einbettung in ökonomische Prozesse ein wesentliches Merkmal von Sammlungen war und ist. Sammlungsforschung kann nicht ohne die Analyse von Bewertung, Erwerb, Zuwachs, Verlust und Zirkulation betrieben werden. Einige der zentralen Begriffe und Konzepte, die sich wie ein roter Faden durch die einzelnen Beiträge dieses Bandes ziehen, werden wir auf den folgenden Seiten dieser Einleitung aufgreifen.

9 Füssel, Ökonomie (Anm. 3), S. 320.

1. Die vormoderne Sammlungsökonomie

Im modernen Verständnis liegt der Ökonomie eine scheinbar außerhalb gesellschaftlicher Prozesse stehende Nutzenmaximierung zugrunde, die für vormoderne Ökonomien nur bedingt zutrifft. Gerade für die Frühe Neuzeit wurde in der Forschung zur Genüge herausgearbeitet, dass die zwei Sphären Wirtschaft und Gesellschaft nicht voneinander zu trennen sind.¹⁰ Dies lässt sich auch für Sammlungen feststellen, bei denen – um es mit Bourdieu zu sagen – unterschiedliche Kapitalsorten eng miteinander verwoben sind. Gerade für die Sammlungsökonomie ist daher ein Blick auf das frühneuzeitliche Ökonomieverständnis ein Gewinn.

Seit dem 17. Jahrhundert lässt sich der Ökonomiebegriff, ähnlich wie auch bereits in der Antike, im Sinne der Hauswirtschaft nachweisen, also der von einer Herrschaft des Hausvaters getragenen Ordnung für eine Hausgemeinschaft.¹¹ Ein Blick in Zedlers *Universallexikon* verrät, in welchem Maße der Ökonomiebegriff Anfang des 18. Jahrhunderts noch von dieser ursprünglichen Bedeutung geprägt war. Zedler bezeichnet die »Privat-Oeconomie« als kluge »Verwaltung des Hauswesens« in allen Belangen, wobei neben der Subsistenz auch moralisch-gesellschaftliche Aspekte wie etwa gute Nachbarschaft eingeschlossen sind.¹² Dies verweist unmittelbar auf die soziale Komponente der frühneuzeitlichen Ökonomie, die letztlich ein Wirtschaften im Hinblick auf Gemeinnutz war. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts fand hier eine maßgebliche Bedeutungsänderung statt.¹³

Der nur unter den Initialen C.A.K. bekannte Verfasser der *Allgemeinen Oeconomischen Maximen* (Halle 1728) (Abb. 1) definierte und differenzierte

10 Zum vormodernen Ökonomiebegriff allgemein vgl. Margaret Schabas, *The Natural Origins of Economics*, Chicago 2005; Christof Dejung, Monika Dommann und Daniel Speich Cassé: Einleitung, *Vom Suchen und Finden*, in: dies. (Hg.), *Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen*, Tübingen 2014, S. 1–16.

11 Werner Plumpe und Roman Köster: Lemma: »Ökonomie, politische«, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online*, im Auftrag des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Essen) und in Verbindung mit den Fachherausgebern hg. von Friedrich Jaeger (bis 2019), Georg Eckert, Ulrike Ludwig, Benjamin Steiner und Jörg Wesche, 2005 http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_320598 (Zugriff: 24. August 2023).

12 Lemma »Privat-Oeconomie«, in: Johann Heinrich Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon*, Bd. 29, Leipzig/Halle 1741, S. 303f.

13 Vgl. hierzu auch das Lemma »Wirtschaft« in: Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe: historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, S. 511–594, hier insbesondere S. 559–577.

die Begriffe und Konzepte der »Oeconomick« und der »Oeconomie« im 18. Jahrhundert folgendermaßen:

1. Durch die Oeconomick verstehe ich eine Wissenschaft von der Erlangung, Bewahrung und Anwendung des Vorraths solcher äusserlichen Dinge, so der Mensch zur Nothdurfft, Vergnügen und Wohlstande seines Lebens, ja überhaupt zur Beförderung seiner Wohlfahrt allhie gebrauchen kann. Kurtz: es ist eine Wissenschaft von Erlangung, Bewahrung und Anwendung des zeitlichen Vermögens.
2. Die Oeconomie übet dasselbe aus, was die Oeconomick §.1. vorschreibet; indem sie die verschiedenen besonderen Fälle, da die Regeln der Oeconomick können angebracht werden sich vorstellt; selbige gegen die Regeln hält; und vermittelt solcher Gegeneinanderhaltungen schliesset, was in diesem oder jenem besonderen Fall geschehen müsse; und hierauf dasselbe zur Wirklichkeit bringet.¹⁴

Die Ökonomie erfährt hier also allmählich eine Bedeutungsverschiebung hin zur praktischen Anwendung von Maßnahmen zur (durchaus eigennützigen) Vermögensbildung und -erhaltung. Gleichzeitig entsteht die Vorstellung von Gesetzmäßigkeiten, denen diese Vermögensbildung unterliegt.

Zu bemerken ist, dass der Verfasser sich mit den »äusserlichen Dingen« des »zeitlichen Vermögens« klar auf eine materielle Wertebene bezieht, zu bemerken ist aber auch, dass er die Deutung keinesfalls auf *Geldwerte* reduziert. Als Grundlagen des ökonomischen Handelns werden die Begriffe der »Absicht« und der »Ordnung der Dinge« (als Abfolge von notwendigen Schritten) präsentiert. Unter Absicht versteht der Autor eine bestimmte Zielsetzung, für deren Erlangung es geeignete Mittel zu finden gilt. Diese Mittel müssen in einer bestimmten *Ordnung*, also zeitlichen Abfolge, angewandt werden, um zum Ziel zu gelangen.¹⁵ Diese bestimmte Ordnung ist die eigentliche ökonomische Ordnung. Wichtig für unsere Begriffsbestimmung der Sammlungsökonomie ist die Zweideutigkeit des Begriffes »Ordnung«, die der Verfasser hier gebraucht. Zum einen zeigt sich die richtige »Ordnung der Dinge« in der korrekten Abfolge der notwendigen Arbeitsschritte zur

14 C.A.K.: Die allgemeinen Oeconomischen Maximen: Wie sich solche Aus dem Begriffe der Oeconomic herleiten und bey einer jeden Oeconomie sehr nützlich gebrauchen lassen; Nebst einem Beweise, Daß dieselben in denen Privat-Oeconomien, Da man sich der Natur und Kunst bedienet, Und welche uns dergleichen Sachen gewehren, die das meiste Geld ins Land bringen, sonderlich durch die Mathematick, Physick und Chymie erhalten werden, Halle 1728, S. 1 f. Verfügbar unter: <http://dx.doi.org/10.25673/37304>.

15 Ebd., S. 18f.

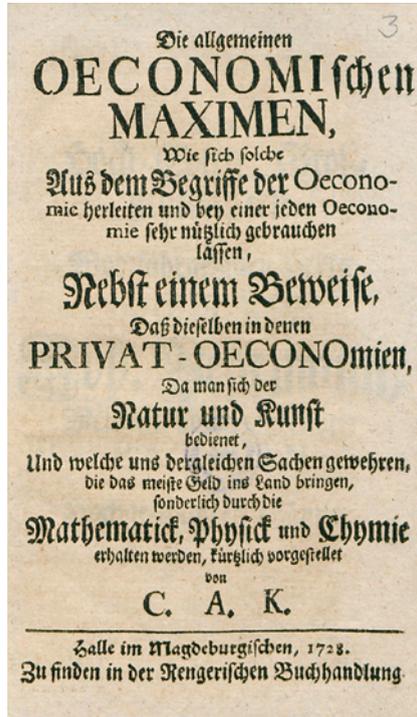


Abb. 1: Titelblatt von C.A.K.: »Die allgemeinen Oeconomischen Maximen«, Halle 1728.

Erreichung eines Zieles, also in einer temporalen Dimension; zum anderen aber auch auf einer lokalen Ebene. Gegenstände, die man zur Verrichtung bestimmter Absichten braucht, müssen ihren »gehörigen Ort«, also ihren bestimmten, regelbasierten Platz haben. Unordnung ist demnach unökonomisch. Diese rein physische Ordnung von Gegenständen ist aus dieser ökonomischen Perspektive derart grundlegend, dass man sie schon beim Erwerb der Gegenstände mitzudenken habe.¹⁶ Bezogen auf Sammlungen bedeutet dies, dass auch sie ökonomisch sind, wenn Gegenstände mit einer gewissen Absicht und Ordnung zusammengetragen werden.

In diesem Band situieren wir die Sammlungsökonomie im Spannungsfeld zwischen den unterschiedlichen frühneuzeitlichen Bedeutungsebenen. Einerseits werfen die Beiträge einen Blick auf die sozialen Praktiken, die beim Sammlungs Aufbau und der Sammlungsverwaltung eine Rolle spielen. Diese

¹⁶ Ebd., S. 26.

Praktiken sind Teil einer klugen »Sammlungswirtschaft«. Ziel der Beiträge ist es, jeweils vormoderne Eigenlogiken dieser Praktiken, die oftmals ständisch und konfessionell geprägt waren, herauszuarbeiten. Andererseits soll es konkret um die »Erlangung, Bewahrung und Anwendung« der Sammlungen, gedacht als ökonomisches und symbolisches Kapital, gehen. Dies schließt dezidiert auch die Bewertung von Objekten ein. Der Aufbau einer Sammlung unterlag dabei nicht nur bestimmten ökonomischen Zweckmäßigkeiten, sondern das Sammeln als solches verfolgte bestimmte Absichten. Dies machte es, wenn wir dem anonymen C.A.K. folgen, im wahrsten Sinne des Wortes zu einer *oekonomischen* Tätigkeit.

2. Der Wert des Einzigartigen

Wie bewertet man einzigartige Objekte, die sich dem Vergleich mit anderen Dingen entziehen? Wie einigt man sich auf Preise für Dinge, die es vorher nicht zu kaufen gab und für die es keinen oder nur einen kleinen Markt gibt? Dies sind Fragen, die sich in einer Zeit der »Entdeckungen« und damit einhergehend einer explosionsartig vermehrten Anzahl von zu bewertenden und in die Organisationsformen von Wissen einzuordnenden Dingen in besonderem Maße stellen und daher für die vormoderne Sammlungsökonomie eine gewisse Dringlichkeit hatten und bis heute haben. Dank dieses Umstands sind vielfältige Quellen erhalten, die sich mit den Praktiken des Wertes und der Bewertung, also dem »doing value« solcher Objekte auseinandersetzen.¹⁷

Dabei ist es insbesondere die Unberechenbarkeit der Wertbildungsprozesse, die uns bis heute fasziniert, wenn wir etwa an den Kunstmarkt und die schier unglaublichen Summen denken, die dieser immer wieder aufruft. Diese Unberechenbarkeit lässt sich also im heutigen Auktionsbetrieb ebenso nachvollziehen wie in der Antike, etwa in der bekannten Geschichte des Lucius Mummius in Plinius' *Naturgeschichte*:

Ausländischen Gemälden aber brachte in Rom öffentliches Ansehen zuerst vor allem L. Mummius, dem sein Sieg den Beinamen Achaicus verschaffte. Als nämlich beim Verkauf der Beute König Attalos ein Bild des Aristeides, einen

17 Zum Begriff des »doing value« vgl. Hans Peter Hahn, Values and Value: Some Approaches to the Concept of ›Values in Things‹, in: H.P. Hahn, A. Klöckner, und D. Wicke (Hg.): Values and Revaluations: The Transformation and Genesis of ›Values in Things‹ from Archaeological and Anthropological Perspectives, Oxford 2023, S. 3–27.

Dionysos, für 600.000 Denare kaufte, wunderte sich Mummius über den Preis und forderte es, argwöhnend, daß es einen ihm unbekanntem Vorzug habe, wieder zurück [...].¹⁸

Diese Episode aus der *Naturgeschichte* zeigt die Preissetzungsmacht und Preissetzungsproblematik des *einzigartigen* Produkts.¹⁹ Nicht nur *fremde* Kunstwerke unterlagen diesen, Außenstehenden völlig unverständlichen, Marktmechanismen. Die Beiträge in diesem Band zeigen, dass auch viele Jahrhunderte nach der Entstehung von Plinius' Text Objekte für Käufer und Verkäufer noch unbekannt und die geforderten wie auch gezahlten Preise erklärungsbedürftig sein konnten. Dies betraf, wie Thomas Bremer in seinem Beitrag ausführt, »Kunst- und Natursachen«, die im Rahmen der ersten Südseereisen erworben wurden.²⁰ Ebenso betraf es Objekte mit herausstechenden Provenienzen und Sammlungskonvolute, die durch ihre Zusammenstellung einen besonderen epistemischen Wert erhielten.²¹ Waren diese Objekte also *unbezahlbar*? Auf den Märkten der Vormoderne wurden solche Objekte und Objektkonvolute selbstverständlich bepreist und gehandelt, wie auch schon auf den Märkten der Antike, und wie bei Plinius wurden auch in der Vormoderne Preissetzungen und Käufer wie Verkäufer solcher Transaktionen dokumentiert und diskutiert. Die Betonung der Singularität einzelner Objekte und Konvolute bedeutete also keinesfalls, dass sie ihren Warenstatus verloren²² – vielmehr vergrößerten die folgend notwendigen Aushandlungen zur Bestimmung ihres Warenwertes oft die Quellengrundlage, die uns die Untersuchung dieser Prozesse erst ermöglicht.

Die vormoderne Sammlungsökonomie fand in einem öffentlichen Raum statt. Die ab dem 18. Jahrhundert zunehmende Dokumentation dieses Handels bedingt dabei nicht zeitgleich eine Abnahme der »Anwesenheitsökonomie«, wie Elizabeth Harding in ihrem Beitrag herausstellt.²³ Sowohl die Käufer als auch die Verkäufer der Objekte hatten vielmehr häufig ein Interesse daran, ihre Sammlungsbestände, die Umstände des Kaufs oder Verkaufs

18 Caus Plinius Secundus: *Naturgeschichte*, Buch XXXV: Farben. Malerei. Plastik, übersetzt von Roderich König, Berlin 2007, S. 28f.

19 Zu den Grundlagen des Marktes für *einzigartige* (»unique« / »singular«) Produkte: Igor Kopytoff: *The cultural biography of things*, in: Arjun Appadurai (Hg.): *The social life of things. Commodities in cultural perspective*, Cambridge 1986, 2. Aufl. 2005, S. 64–91, hier insbesondere S. 69f.

20 Bremer, S. 121–139.

21 Feuerstein-Herz S. 227–253 und Strauß, S. 203–225.

22 Zum Problem der Singularisierung: Kopytoff (Anm. 19), S. 73f.

23 Vgl. Harding, S. 177–201.

und die Provenienz der Objekte zu publizieren. Auch Dritte veröffentlichten Informationen zu Sammlungen, Preisen, Besuchern und einzelnen Objekten, beispielweise, um ihre kennerschaftliche Stellung zu sichern.²⁴

So wurden etwa Objektlisten, Verkaufs- und Kaufpreise oder Käufernamen im Druck publiziert und verbreitet, teilweise in großer geografischer Entfernung vom Ort des Handels. Dieses Phänomen ist bis heute zu beobachten. Das Interesse an seltenen, *kuriosen* zum Verkauf gebrachten Dingen und/oder gezahlten Höchstpreisen (zusammen mit der Identität der Käufer, sofern bekannt) erscheint uns heute als Thema des Boulevardjournalismus und der Faszination von »erratischen« Marktmechanismen und den Auswüchsen eines Kunstmarktes, der die zu Verkauf stehenden Werke als Kapitalanlagen oder Spekulationsobjekte vermarktet.²⁵ Hier schwingt auch die Idee mit, dass diese Praktiken sich vom Ideal einer auf Erkenntnisgewinn ausgerichteten Sammlung entfernt hätten und korrumpiert worden seien.

Dabei war der soziale und damit zusammenhängend wirtschaftliche Nutzen von Sammlungen auch in der Vormoderne allgegenwärtig, wie die vorliegenden Beiträge zeigen. Sammlungen wurden als Kapitalanlagen angesehen und von den sie zusammentragenden Personen (auch) zu diesem Zweck angelegt. Besonders deutlich war dies bei gelehrten Sammler:innen. Sie hatten nur einen begrenzten Kapitalstock zur Anlage ihrer Sammlung zur Verfügung, konnten sich aber durch ihre Kenntnisse und Netzwerke oft Objekte sichern, deren Preise auch für sie bezahlbar waren.²⁶ Durch das Schreiben über die eigenen Bestände wurde in der Folge der Wert der Objekte erhöht. Den lebenden Sammler:innen ging es dabei oft um das Sozialprestige, ihr soziales Kapital und den Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Kreisen, den Sammlungen eröffnen konnten.²⁷ Besonders bürgerliche Sammler:innen kalkulierten jedoch gleichzeitig ein, dass die Objekte nach ihrem Tod die Versorgung der Hinterbliebenen sichern helfen konnten. Auch zu diesem Zweck war es wichtig, dass die Sammlung und damit ihr *Wert* möglichst breit publiziert und rezipiert wurde – denn so erfolgte ein Wertzuwachs, der zur Sicherung der Versorgung in großem Maße beitragen konnte.

24 Vgl. Carmassi, S. 25–56.

25 Vgl. Feuerstein-Herz, S. 227–253.

26 Vgl. Rößler, S. 57–94.

27 Vgl. Ludwig, S. 141–176 und Reimann, S. 95–119.

3. Beständig und Nützlich? Sammeln in der vormodernen Gesellschaft

Ein wesentliches Merkmal, das vormoderne Sammler:innen von ihren späteren Pendants unterscheidet, ist ihre Positionierung in einer ständischen Gesellschaft und das ausgeprägte vormoderne Interesse an Stand und Rang. Daher ist das Postulat von Güttler und Heumann: »Über Sammlungen konstituierte sich das Bürgertum als gesellschaftliche Elite, inklusive ihrer Geschlechterordnung, die bis heute die Archive strukturiert [...]«²⁸ für die Vormoderne nur mit Abstrichen anzuwenden. Vielmehr scheinen die in diesem Band versammelten Beiträge auf die funktionale Teilung der ständischen Gesellschaft auch im Bereich der Sammlungsökonomie hinzudeuten: Die von Hole Rößler beschriebenen Porträtsammlungen funktionierten ebenso wie die von Caren Reimann thematisierten Bibelsammlungen etwa als »soziale Währung«, die den Besitzer:innen, darunter durchaus auch Frauen, als Distinktionsmerkmal dienten und im sehr ausdifferenzierten Gelehrtenstand entscheidend für die eigene Position sein konnten. Vor allem bürgerliche Sammler:innen als Innovationsträger legten dabei in einzelnen Segmenten beachtliche Objektkonvolute an, waren zeitgleich aber oft an einem Ankauf dieser Objekte in toto durch adelige Sammler:innen interessiert und nutzten zu diesem Zweck ihre sozialen Netzwerke und Publikationsstrategien.

Dass der epistemische Wert adeliger Sammlungen und die wirtschaftliche Bedeutung der Ankäufe von ihren bürgerlichen Pendants (an-)erkannt und wertgeschätzt wurden, zeigt sich beispielsweise im Fall des Bibelsammlers Josias Lorck (1723–1785), der nicht nur aktiv den Ankauf seiner eigenen Sammlung durch Karl Eugen von Württemberg (1728–1793) vorantrieb, sondern bereits 1779 den Nutzen der adeligen Sammlungen beschrieb:

Die zwote Classe von eigentlichen [Bibel]sammlungen [...], will ich die stehenden oder bleibenden nennen, weil sie menschlichem Ansehen nach nicht dem veränderlichen Schicksal der vorgedachten Privatsammlungen unterworfen sind.²⁹

Der adeligen Sammlung wird hiermit eine andere Qualität zugeordnet, die sich vor allem aus ihrer vermeintlichen Dauerhaftigkeit herleitet; sie ist damit aus der Perspektive der Zeitgenossen besonders nützlich.

28 Güttler und Heumann (Anm. 5), S. 21.

29 Josias Lorck: Die Bibelgeschichte in einigen Beyträgen erläutert, Kopenhagen/ Leipzig 1779, S. 9f.

Mit dem Begriff des »Nutzens« wird zudem auf einen weiteren zentralen (ökonomischen) Aspekt vormoderner Gesellschaften verwiesen: Sammlungen wurden im Hinblick auf ihre Nützlichkeit bewertet und durchaus im Spannungsverhältnis zwischen Eigen- und Gemeinnutz situiert.³⁰ Dies spiegelt das von Patrizia Carmassi beschriebene gelehrte Sammeln in besonderem Maße wider: Die Dimension des Eigennutzes ist auf Reisen stets präsent. Wer sich die Erstveröffentlichung eines Manuskripts sicherte, tat dies vor allem für die eigene Reputation. In einer ständischen Gesellschaft, die den Eigennutz tendenziell als amoralisch ablehnte, brauchte es aber gleichzeitig die Referenz auf das *bonum commune*. Der Gelehrte sammelte also für den gelehrten Fortschritt innerhalb der Gemeinschaft, der *res publica literaria*, und darüber hinaus.³¹

Im Gegensatz dazu zeigt Angela Strauß' Beitrag, dass sich die Bewertungspraktiken im frühen 19. Jahrhundert, also der Zeit, die traditionell als Übergang »von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft«³² verstanden wird, ausdifferenzierten. Zwar sind es auch noch soziale Faktoren und merkantilistische Argumente, die bei der Wertfindung eine Rolle spielten, der Nützlichkeitsaspekt bewegte sich aber zunehmend weg von einem gesamtgesellschaftlichen Anliegen hin zu einem mehr und mehr spezialisierten wissenschaftlichen Diskurs. Damit ging auch eine zunehmende Institutionalisierung der Sammlungen einher, die Privatsammlungen zwar nicht obsolet machte, jedoch einen gewissen Zentralisierungseffekt hatte. Heute, und das verdeutlicht der Beitrag von Petra Feuerstein-Herz, sind die Sammler:innen von vormodernen Objekten in vielen Fällen öffentliche Institutionen, denen die Bewahrung von Kulturgütern anvertraut wird, während private Sammlungen unter dem Eindruck rationalistischer Ökonomietheorien der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts tendenziell als *Ansammlungen* identifiziert wurden. Das Verhalten und damit das Lebensumfeld dieser Ansammler:innen galt es in den Augen einiger Autor:innen zu reformieren. Die Ansammlung dominiere die Ansammelnden in einer »Tyrannei des Leblosen«.³³ Im Gegen-

30 Winfried Schulze: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit (= Schriften des Historischen Kollegs. Vorträge. Bd. 13). München 1987.

31 Thomas Wallnig: Tu es für die Gelehrtenrepublik, Rechtfertigungsmotive für gelehrtes Handeln in der Korrespondenz von Bernhard und Hieronymus Pez, in: Aufklärung: interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte, 2016, 26 (6), S. 121–151.

32 Lothar Gall: Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft, München 1993.

33 Hierzu etwa Frank Trentmann: Herrschaft der Dinge. Die Geschichte des Konsums vom 15. Jahrhundert bis heute, München 2016, S. 304f. mit Verweis auf:

satz dazu sind die Gedächtnisinstitutionen von einer besonderen Autorität umgeben. Für Sammlungsgegenstände werden sie oftmals als letzte Etappe ihrer Objektbiografie angesehen – dem Markt entzogen würden sie so tatsächlich zu unbezahlbaren Schätzen.

4. Expert:innen und Institutionen: Die Spuren der Sammlungsökonomie

Eine Sammlung konnte vor allem dann als ökonomisch gelten, wenn die Sammelnden »Expertenwissen« in ihrer speziellen Nische nachweisen konnten und Zugang zu entsprechenden Netzwerken hatten. Dies konnte über die Ausbildung, insbesondere das Studium, aber vor allem durch Reisen und den Besuch anderer Sammlungen geschehen. Derartig erworbenes Expertenwissen musste in der Folge selbstverständlich, meist über Publikationen, disseminiert werden, um seine Wirksamkeit zu entfalten – und half damit wiederum, Sammlungen und Sammelobjekte bekannt zu machen. Forscherinnen und Forscher profitieren heute von dieser Dokumentation, die Einblicke in das Prinzip *Sammlung* zulässt, das vielfach die Beschreibung eines Prozesses war (und in vielen Fällen immer noch ist), der sich zwischen Anlegen und Verstreuen der Objekte zyklisch bewegt. Heute sind diese Bewegungen europäischer Sammlungen der Vormoderne vor allem durch die von den Expert:innen verfassten Quellen nachvollziehbar, die in diesem Band analysiert werden: Reiseberichte, Auktionsprotokolle, Inventare, Kataloge, Rechnungen und Gutachten. Sammlungen waren und sind noch immer durch die mit ihnen in der Vormoderne durchgängig verknüpften Schreib- und Lesepraktiken sowie durch den persönlichen Austausch Orte des Wissenswandels, der Iteration von Wissen.³⁴ Dass diese Iteration von Wissen grundlegend ermöglicht, aber auch getrieben wurde von ökonomischen Prozessen, zeigen die in diesen Band versammelten Beiträge.

Ein Durchbrechen des Zyklus von Anlegen und Zerstreuen von Objekten geschah durch die Institutionalisierung von Privatsammlungen, die zudem für Sammler:innen oder ihre Erb:innen besonders erstrebenswert war,

Thorstein Veblen: *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Köln 1957; des Weiteren: Bruno Taut: *Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin*, Berlin 2001, Neuausgabe der 5. erweiterten Auflage von 1928, S. 10f.

³⁴ Zu diesem Begriff: Eva Cancik-Kirschbaum und Anita Traninger: *Institution – Iteration – Transfer*, in: Cancik-Kirschbaum, Eva und Traninger Anita (Hg.): *Wissen in Bewegung. Institution – Iteration – Transfer*, Wiesbaden 2015, S. 1–13, hier besonders S. 1.

weil sie oft bedeutete, dass große Teile der Sammlung auf einmal verkauft werden konnten. Doch auch dort, wo solche Verkäufe nicht zwingend erforderlich waren, zeigen sich im 18. und noch verstärkt im 19. Jahrhundert Tendenzen der Institutionalisierung von Privatsammlungen und, sobald diese Sammlungen eine bestimmte Größe erreichten, die Trennung in unterschiedliche Segmente, die in eigene Institutionen überführt wurden. So entstanden aus ehemals privaten, oft mit gattungsübergreifendem Interesse angelegten Sammlungen in der Folge königliche, fürstliche, Ordens- oder universitäre Bibliotheken, Naturalien-, Grafik- und Kunstsammlungen. Dass jedoch auch diese Institutionen nicht von der Ökonomisierung der in ihnen verwahrten Sammlungen gefeit waren, zeigte z.B. Bénédicte Savoy am Beispiel der Inventarisierung der Kunstwerke des Musée Napoléon. Neben der einsetzenden allgemeinen Bürokratisierung des Staates half der zugeschriebene *Preis* der Kunstwerke auch dabei, die Verantwortlichen von ihrem *Wert* zu überzeugen. Auch in einer »auf ewig« angelegten, institutionalisierten Sammlung standen Wert und Preis in direkter Korrelation und wurden beide durch den Sammlungskontext gesteigert. So schrieb Dominique-Vivant Denon (1747–1825), Generaldirektor des Musée Napoléon, Ende des Jahres 1806 an den Kaiser:

Die Geldwerte, die in den Verträgen nie gänzlich ausgezahlt werden, könnten hier durch einige Stücke ergänzt werden, die einen tatsächlichen Wert bekämen, da sie vollständig in den Schatz Ihres Ruhmes Eingang fänden und auf ewig dort verblieben. Auch wenn Ihre Majestät nur wenige Gegenstände fordern würde, so wäre damit doch in jedem Falle ein großer Wert gewonnen. Ein einziges Gemälde von Raffael aus der Sammlung von Dresden ist vom König August mit 9.000 Louis bezahlt worden, für ihre Majestät ist es das Doppelte wert.³⁵

Geradezu exemplarisch wird hier die von Adriana Turpin angebrachte Definition des Wertes (»Value«) eines Objektes als eine Kombination seines Geldwertes und seiner Bedeutung oder Nützlichkeit für den Besitzer herausgestellt.³⁶ Ähnlich versteht Ulrike Sbresny den (materiellen oder immateriellen) Wert eines Objekts als eine Zuschreibung durch eine oder mehrere Personen. Bedeutung ergäbe sich dagegen aus der »Ding-Mensch-

35 Zitiert nach: Bénédicte Savoy: Unschätzbare Meisterwerke, in: Gudrun Swoboda (Hg.): Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien und die Anfänge des öffentlichen Kunstmuseums, Bd. 2, Wien/Köln/Weimar 2013, S. 412.

36 Adriana Turpin: The Value of a Collection: Collecting Practices in Early Modern Europe in: Bert de Munck und Dries Lyna: Concepts of Value in European Material Culture, 1500–1900, Farnham 2015, S. 155–184, hier insbesondere S. 257.

Interaktion«.³⁷ Ebenfalls exemplarisch ist hier der – selbstverständlich nicht nur an dieser Stelle zu beobachtende – Effekt der Institutionalisierung und damit des Besitzerwechsels zu erkennen. Körperschaften, wie etwa staatliche Museen, sind zur Definition ihrer selbst auch darauf angewiesen, den Wert der in ihnen verwahrten Objekte zu berechnen und zu belegen. Dieser Zusammenhang zwischen prominenter besitzender Institution, größerer (wenn auch selbstverständlich nie kompletter) Vollständigkeit der Sammlung und dem durch beide Aspekte gesteigerten Wert der Objekte findet sich natürlich nicht nur im Fall der kaiserlichen Kunstsammlung. Beiträge in diesem Band weisen ihn beispielweise für Bibliotheken und Mineraliensammlungen nach.³⁸ Das inhaltliche, epistemische »Primat der Vollständigkeit« wird hier, wie schon Güttler und Heumann erkannten, vom »ökonomischen Primat der Vollständigkeit« begleitet.³⁹

5. Fazit: Sammlungsökonomie und Kulturgeschichte

Dieser Band legt den Fokus auf die Untersuchung der Dokumentation der Praktiken des Sammelns, des Erwerbens, Präsentierens, Publizierens und des Veräußerns von Sammlungsbeständen. Bis auf wenige Ausnahmen wird der Umgang mit Objekten untersucht, die mindestens ein zweites Mal in den Handel kamen, antiquarische Bücher, Graphiken und Naturalien, die bereits zuvor als Sammelobjekte ge- und verkauft worden waren.⁴⁰ Nicht beleuchtet werden können jene Praktiken und Akteure, die die Produktion dieser Objekte anregten und umsetzten: Künstler, Handwerker, Mäzene und Händler. Diese Personengruppen und ihre Handelspraktiken und -räume standen indes besonders in den letzten Jahren im Zentrum des Interesses zahlreicher Publikationen.⁴¹

Die Quellen, die die vorliegenden Beiträge analysieren, entstanden mehrheitlich im mitteleuropäischen Raum. Selbst wenn sie sich dezidiert auf

37 Ulrike Sbresny: Sammlungen des Adels. Bedeutung, Kulturgüterschutz und die Entwicklung der Welfensammlung nach 1918, Bielefeld 2016, S. 197.

38 Vgl. Reimann, S. 95–119 und Strauß, S. 203–225.

39 Güttler und Heumann (Anm. 5), S. 20.

40 Insbesondere im *Kauf* von Objekten ergänzt dieser Band die von Güttler und Heumann vorgeschlagenen Praktiken. Vgl. Güttler und Heumann (Anm. 5), S. 7–22.

41 Zum Beispiel bei: Andreas Tacke u. a. (Hg.): Kunstmärkte zwischen Stadt und Hof. Prozesse der Preisbildung in der europäischen Vormoderne, Petersberg 2017, und: Christina M. Anderson (Hg.): Early modern merchants as collectors, London/New York 2017.

Objekte und Objektkonvolute beziehen, die außerhalb dieses geografischen Kontextes entstanden, wurden diese aus einer eurozentristischen Perspektive betrachtet und beschrieben. Diese Perspektive zu erweitern, die Frage danach zu stellen, wie sammlungsökonomische Prozesse sich in einem größeren geografischen Raum entwickelten und welche Interdependenzen sich feststellen lassen, bleibt ein wichtiges Feld für die weitere Forschung.⁴²

Viele der in diesem Band untersuchten Sammlungen existieren nicht mehr, bei vielen Objekten ist unklar, in wessen Besitz sie nach ihrem Verkauf eingingen oder ob sie überhaupt noch existieren. Bei den nachgewiesenermaßen noch existenten Sammlungen legten spätere Ergänzungen, Neuordnungen oder auch zum Teil absichtlich falsch zugesprochene Provenienzen andere Schwerpunkte. Im Fall von Reiseberichten haben wir Erläuterungen zu einigen der besuchten Sammler:innen und ihren Sammlungsobjekten, jedoch nicht zu allen. Mit diesen dokumentarischen Unvollständigkeiten ist die vormoderne Sammlungsforschung und Sammlungsrekonstruktion vertraut. Die ökonomische Theorie ist es weit weniger. Hier wird von Akteuren und Objekten ausgegangen, die bis heute Wirksamkeit besitzen, oder aber von abstrakten Konzepten und Einflussnahmen. Diese Prämissen wurden aus der Perspektive der soziologischen Theorie bereits kritisch betrachtet.⁴³ Es ließe sich auch der schon attestierte »gefühlte[] Bruch zwischen der Wirtschaftsgeschichte und der Kulturgeschichte [...]« erneut exemplarisch belegen, das würde jedoch nur wenig Produktives zur Debatte beitragen.⁴⁴

Wie ergiebig es sein kann, aus genuin historischer beziehungsweise kunsthistorischer Perspektive Quellen zu analysieren, in Beziehung zueinander zu setzen und danach zu fragen, was uns diese oder jene Quelle über ökonomische Praktiken in Bezug auf die erwähnten Sammlungen oder Sammlungsobjekte sagt, zeigt sich in den vorliegenden Beiträgen.

42 Hierzu beispielsweise: Arlene Leis (Hg.): *Women, Collecting, and Cultures Beyond Europe*, New York 2023.

43 Dejung, Dommann und Speich Chassé (Anm. 10), S. 1–15.

44 Ebd., S. 8.